

ARMIN NASSEHI

Namenlos glücklich

Warum ist es vormodern, Menschen heutzutage nach ihrer Herkunft zu fragen?

VON Armin Nassehi | 30. Januar 2014 - 07:00 Uhr

Vor einiger Zeit war ich Gast in einer einstündigen Radiosendung beim Bayerischen Rundfunk. Einem überaus sympathischen und klugen Moderator war es gelungen, mir etwas über meine Arbeit als Forscher und Hochschullehrer zu entlocken und dabei auch etwas über die Person dahinter sichtbar zu machen. Ich habe so etwas nicht das erste Mal gemacht – und immer wieder ist eine Frage Thema, an der Gesprächspartner offensichtlich nicht vorbeikommen. Ganz ohne Zweifel ist mein Nachname dazu angetan, Nachfragen zu stellen. Und dagegen ist auch nichts zu sagen. Dass sich Gesprächspartner freilich nicht damit zufriedengeben können, dass jener Informationswert, den mein Nachname nahelegt, weniger hergibt als vorherige Erwartungen, ist für mich immer wieder eine merkwürdige Erfahrung. Ich gestehe, dass ich bisweilen ausweichend reagiere, dass ich wenig darüber reden will, dass mein Vater 1954 nach Deutschland kam und dass sein sichtbarstes Erbe ein Name ist, dessen Herkunft ganz offensichtlich nicht westfälischen, bayerischen, niedersächsischen oder schwäbischen Ursprungs ist. Alles andere ist Ergebnis jener Weltkomplexität, die so, aber auch anders hätte ausgehen können.

Wir wissen aus der Informationstheorie, dass Abweichung und Differenz Aufmerksamkeit erzeugen und eher registriert werden als die Erfüllung von Erwartungen. Aber wenn Erwartungen dann nicht erfüllt werden, scheint das auch eine Information zu sein. Viele meiner Gesprächspartner können es kaum fassen, dass die Semantik meines Namens wenig mit meiner Lebensweise zu tun hat. Sie gehen ganz offensichtlich davon aus, dass es so etwas wie eine metaphysische Kontinuität zwischen dem Konstrukt "Herkunft" und der Gegenwart geben muss – anders ist das Insistieren nicht zu erklären und der Unglaube und die Enttäuschung darüber, dass dieses zugeschriebene Merkmal nicht dazu taugt, auch den Rest der Person zu erklären.

Die moderne Welt verspricht uns, dass nur die Gegenwarten zählen

Es geht hier übrigens nicht um mich – ich nehme nur diesen meinen Fall, um zu illustrieren, welche merkwürdige Paradoxie der Sichtbarkeit sich einstellt, wenn man zu genau (oder: nicht genau genug) hinguckt. Ich hätte auch damit beginnen können, wie etwa der einstige Vizekanzler Philipp Rösler traktiert wurde, bevor er 2012 einen Staatsbesuch in Vietnam antrat – auch hier schlug jene merkwürdige Paradoxie der Sichtbarkeit zu. Sichtbar bei Rösler ist nicht sein Nachname. Sichtbar ist er selbst, physiognomisch, und es gelingt offensichtlich nicht, daran vorbeizusehen. Die Paradoxie besteht darin, dass das Vorbeisehen auch ein Sehen ist – und ein explizites Vorbeisehen dann ein noch expliziteres Sehen darstellt. Man müsste genauer schauen, um etwas nicht zu sehen – und

das produziert offensichtlich so viel Aufmerksamkeit, dass man das dann gleich für eine Information hält, aus der sich Schlüsse ziehen lassen. Auch anderen wird zugerechnet. Schwarzen, Nachnamen mit vielen ü, Juden – über alle weiß man mehr, als man wissen kann, weil man weiß, dass sie exakt dies sind: Schwarze und so weiter. Ob man sie dann positiv oder negativ diskriminiert, macht unter Aspekten der Logik keinen Unterschied. Wie kommt es zu solchen Sichtbarkeiten, die doch viel weniger preisgeben, als es scheint?

ARMIN NASSEHI

, geboren 1960, ist Professor für Soziologie in München und Herausgeber der Zeitschrift *Kursbuch*

Es scheint ein Bedürfnis zu geben, Kontinuität in die Welt zu bringen – vor allem dort, wo man keine vorfindet. Nach der Herkunft zu fragen ist eigentlich eine altmodische, eine vormoderne Attitüde. Die Alte Welt, insbesondere das alte Europa, ist eine Welt, die Herkünfte und Zukünfte miteinander versöhnt hatte. Wo jemand herkam – aus welchem Land, aus welchem Stand, aus welcher Familie, aus welcher Konfession –, war letztlich die Bürgerschaft, die die Gesellschaft dem Einzelnen sowohl einlösen konnte als auch von ihm abverlangen durfte. Das alte Europa ist das Europa der Ethnien und der Konfessionen, der Regionen und der Völker, der Institutionen und Zugehörigkeiten, der Traditionen und der unveräußerlichen Statusrechte und -pflichten. Es ist das Europa, das Geschichten über sich selbst erzählt und jedem ein Kleid umhängt, ohne das er nackt und unbehaust wäre. Die neue, die moderne Welt dagegen ist eine Welt, die uns verspricht, dass es allein die Gegenwarten sind, auf die es ankommt, auf Entscheidungen, die auch anders aussehen könnten – das ist jener Unterschied zwischen dem korporatistischen Verständnis der Alten Welt im Vergleich zur liberalen transatlantischen Welt, die sich bis heute nicht versöhnen konnten und sich für ähnlicher halten, als sie es sind und sein können. Und doch ist dieses alte, korporatistische Europa vorbei. Es kann im Spiegel seiner transatlantischen Enkel seine eigene Gegenwart erkennen.

Die Moderne ist die Zeit, die nicht immer schon synchronisiert und historisiert ist, sondern permanent neu synchronisiert werden muss. Am Habitus eines Botho Strauß lässt sich das wunderbar rekonstruieren. Sein 2013 im *Spiegel* erschienener Essay Der Plurimi-Faktor lebt von einem beleidigten Blick des alten Europa auf die Unverschämtheit des Neuen. Botho Strauß' Text inszeniert einen Phantomschmerz, der davon lebt, dass man sich nicht mehr darauf verlassen kann, dass die Leute das tun, was ihrer Herkunft gemäß ist. Deshalb bleibt die Avantgarde nicht unter sich, deshalb wird Aristokratisches nachgerade anachronistisch (im wahrsten Wortsinne) – und deshalb hat es etwas durchaus Attraktives.

Die Attraktion lebt davon, Kontinuität in eine diskontinuierliche Welt bringen zu wollen. Darin ähnelt der avantgardistische Habitus des uckermärkischen Schlossherrn der merkwürdigen Fixierung unserer Kultur auf Herkünfte – freilich nur dort, wo man sie vermeintlich sehen kann. Ist dies bei Strauß freilich noch vom beleidigten Gestus dessen geprägt, der das Distinktionsbedürfnis der ehemaligen Eliten – der Soziologe Gaetano

Mosca nannte sie die "herrschende Klasse" – gegen die nun unverschämten Massen pfllegt, hat sich die öffentliche Fixierung auf die Herkunft von diesem Gestus längst emanzipiert. Sie ist immer schon mit der Normalität dessen zufrieden, was letztlich unbefragt gilt, und stellt ihre Normalität daran scharf, dass sie die Abweichung auf Sichtbares hin scharf stellt.

Es ist schon sehr merkwürdig, wie sich in einer hochmobilen, beschleunigten Welt mit starker Aufwärts- und Abwärtsmobilität und volatilen Lebensentwürfen Sicherheiten nur dort einstellen, wo man mit wenigen Informationen auf alles hin schließen kann. Deshalb werden solche Gruppen, die – aus welchen Gründen auch immer – auffallen, ihren Informationsüberschuss nicht los. Das macht "Integration" so schwer, weil man bei so Integrierten sieht, dass sie integriert werden mussten, während wir das für den Rest der Gesellschaft immer schon voraussetzen – um uns dann darüber zu wundern, dass weder Arbeitsmärkte noch Familien, weder Kirchengemeinden noch ästhetische Bekenntnisse, weder sozialmoralische Schicksalsgemeinschaften noch mediale Aufklärung in der Lage sind, jene Behälter und Herkünfte zu bauen, in denen wir so gerne aufgehoben wären.

Sichtbar oder unsichtbar – wir sollten uns auf dieses Spiel nicht verlassen

Die moderne Welt ist schwieriger, als wir es uns zumeist zumuten. Sie ist schwieriger, als es diejenigen meinen, die immer nach der Herkunft fragen und damit Kontinuitäten und Container insinuieren, auf die wir uns nicht verlassen können (und wollen). Der oben erwähnte – ich wiederhole es noch einmal: außerordentlich sympathische und kluge – Radiomoderator hat auf meine Weigerung, meine Idiosynkrasien durch die Herkunft meines Nachnamens zu erklären, den zeitlosen Satz gesagt, man müsse doch wissen, wo man herkomme, damit man wisse, wer man sei. Ein schöner Satz. Er bedeutet nämlich, dass diejenigen, bei denen die Herkunft nicht durch Name oder Physiognomie festgelegt ist, wissen, wo sie herkommen, weil sie danach nicht weiter fragen müssen.

Die Welt ist aber auch schwieriger als diejenige des Botho Strauß. Diese Denkungsart wirbt dafür, dass es eine Avantgarde, Aristokratie oder Elite geben muss, die nicht nur weiß, sondern die auch repräsentieren kann, wo wir herkommen. Die klassische früh moderne herrschende Klasse aus Adel und Bürgertum, Militärs und Klerikern war diejenige Trägergruppe, der es gelungen ist, eine Tradition neu zu erfinden, von der dann sogar behauptet werden konnte, sie sei uralte. Die Nation und das Nationale waren gewissermaßen das Scharnier, das die alten Eliten mit der neu entstehenden Welt verband und versöhnte. Es gab repräsentative Sprecher fürs Ganze, die Herkünfte und Geschichte neu erfanden und uns sagen konnten, wo wir herkommen, damit sie zugleich auch befehlen konnten, wo man hin(marschieren)wollte. Die "Erfindung der Nation" (Benedict Anderson) war letztlich die Erfindung der Zukunft als Entscheidungsraum – und sie war die große vereinfachende Ideologie der europäischen Moderne, die damit ebenso grandios wie fatal die unfassbare Volatilität eines sich ökonomisch, politisch und wissenschaftlich-technisch entfesselnden Zeitalters vereinfachen und normalisieren konnte. Botho Strauß hat selbst diese Idee der Schicksalsgemeinschaft verabschiedet und wirbt für eine idiosynkratische Elite, die die

Komplexität der Gesellschaft schon deshalb nicht sehen will, weil sie sie für uneigentlich hält.

Wir sollten uns nicht auf das so einfache Spiel der Sichtbarkeiten und Unsichtbarkeiten verlassen. Dieses Spiel ist sehr naiv – es bedient sich bei den explizit und implizit Ressentimentgeladenen nur der Technik, von den Bedingungen des eigenen Lebens abzusehen; und es bedient sich bei den kosmopolitischen Schwärmern des Fremden und anderen der Illusion einer privilegierten Position des Fremden. Beide, die "rechten" und die "linken" Herkunftsfanatiker leugnen die Routinen des Sichtbarmachens und der Aufklärung über unsere Blicke.

Philipp Rösler übrigens, von Fragen, die ihn nicht in Ruhe ließen, in die Ecke gedrängt, hat sein Dilemma in dem Satz aufgelöst, Deutschland sei das geilste Land der Welt. Das wäre eine schöne Volte, wenn es denn eine wäre. Sie gibt die Vereinfachung einfach zurück und stellt damit Augenhöhe her. Aber das genügt nicht. Es bedarf mehr Aufklärung darüber, wie unsere Blicke erzeugt werden und warum wir uns allzu sehr damit zufriedengeben, was als Normalität erscheint. Denn eine Herkunft im klassischen Sinne hat heute niemand mehr, sosehr wir auch naiv daran festhalten – hoffentlich aber eine Zukunft.

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/2014/06/herkunft>